

Gnade sei mit euch ...

Liebe Gemeinde!

Vor der Auferstehung das Kreuz!

Noch vier Wochen dauert die Passionszeit, noch vier Wochen bis Ostern!

„Der Herr ist bei mir wie ein starker Held“, sagt der Prophet Jeremia.

Der vorgeschlagene Predigttext für den diesjährigen Sonntag Okuli, den dritten Sonntag der Passionszeit steht im Buch des Propheten Jeremia, im 20. Kapitel.

Der Prophet betet:

„HERR, du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen. Du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen; aber ich bin darüber zum Spott geworden täglich, und jedermann verlacht mich. Denn, sooft ich rede, muss ich schreien; »Frevel und Gewalt!« muss ich rufen. Denn des HERRN Wort ist mir zu Hohn und Spott geworden täglich.

Da dachte ich: Ich will seiner nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen predigen.

Aber es ward in meinem Herzen wie ein brennendes Feuer, verschlossen in meinen Gebeinen. Ich mühte mich, es zu ertragen, aber konnte es nicht. Denn ich höre, wie viele heimlich reden: »Schrecken ist um und um!« »Verklagt ihn!« »Wir wollen ihn verklagen!«

Alle meine Freunde und Gesellen lauern, ob ich nicht falle: »Vielleicht lässt er sich überlisten, dass wir ihm beikommen können und uns an ihm rächen.«

Aber der HERR ist bei mir wie ein starker Held, darum werden meine Verfolger fallen und nicht gewinnen. Sie müssen ganz zuschanden werden, weil es ihnen nicht gelingt. Ewig wird ihre Schande sein und nie vergessen werden.“

Liebe Gemeinde!

Jeremia heißt der Mann.

Der Mann nervt. Er nervt von früh bis spät. Es ist kaum mehr zu ertragen.

„Jeremia, halt endlich den Mund!“ Aber er hält nicht den Mund. Er macht weiter.

„Ja, wir wissen ja, dass bei uns nicht alles so läuft, wie es laufen soll“, sagen die Leute.

„Trotzdem – einen, wie dich brauchen wir jetzt nicht.

Du legst den Finger in jede Wunde. Und du bohrst mit deinem Finger in jeder Wunde herum.

Bei den anderen Völkern läuft es doch auch nicht besser. Warum werden wir dauernd von dir beschimpft?

Guck mal lieber, was draußen los ist!“ Jeremia heißt der Mann.

Er klagt sein Volk und seine Mächtigen an:

Ihr lauft den Götzen hinterher. Macht und Geld betet ihr an. Die Armen im Lande haben bei euch nichts mehr zu lachen. Gnadenlos werden sie ausgebeutet Tag für Tag.

„Und jetzt wollt ihr noch gegen die Babylonier kämpfen?

Dass ich nicht lache. Wenn ihr so weitermacht, wird das Land vor die Hunde gehen und Jerusalem wird in Trümmern liegen.“

Jeremia nimmt einen Tonkrug in beide Hände und schmeißt ihn auf den Boden.

Die Scherben spritzen in alle Richtungen.

„So wird es unserem Land ergehen, wenn ihr weiter macht wie bisher!“

Jeremia heißt der Mann. Nein, Jeremia ist kein Querulant.
Er hat keinerlei Freude daran seinen Leuten die Leviten zu lesen.
Das, was er tut, tut er nicht wirklich freiwillig.

Im Gegenteil: Der Mann kann nicht mehr. Der Mann will nicht mehr.

Es wird immer einsamer um ihn.

„Alle meine Freunde und Gesellen lauern, ob ich nicht falle: »Vielleicht lässt er sich überlisten, dass wir ihm beikommen können und uns an ihm rächen.«

Der Mann kann nicht mehr.
Der Mann will nicht mehr.
Warum macht er nicht, was alle von ihm verlangen? Endlich den Mund halten!

„HERR, du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen. Du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen; aber ich bin darüber zum Spott geworden täglich, und jedermann verlacht mich.“

Der Mann will seinen Prophetenjob kündigen. Er will ihn direkt bei Gott kündigen:
„Herr, such dir von mir aus jemanden anderen. Ich will ein ganz normales Leben führen. Ich möchte einfach wieder einer unter vielen sein. Ich möchte mit meinen Leuten wieder in Frieden und Harmonie leben dürfen.
Ich kann nicht mehr. Ich will nicht mehr.“

Aber so einfach ist es nicht. Gott nimmt seine Kündigung nicht an.

**„Da dachte ich: Ich will seiner nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen predigen.
Aber es ward in meinem Herzen wie ein brennendes Feuer, verschlossen in meinen Gebeinen. Ich mühte mich, es zu ertragen, aber konnte es nicht.“**

Jeremia möchte am liebsten endgültig den Mund halten, aber er kann es nicht.

Gott nimmt Jeremias Kündigung nicht an.

Jeremia muss seinem eigenen Volk Gottes Entscheidung mitteilen, dass Gott seine Zusagen zurücknehmen und die Menschen von Jerusalem und Juda aus ihrem Land vertreiben wird.

Weil sie sich in ihrem Verhalten und Denken von Gott abgewendet haben.

Jeremia wird selbst auch davon betroffen sein.

Es ist keine Prophetie aus der Komfortzone heraus. Er ist Teil dieses Volkes und bleibt es.

Und er wird die angekündigte Katastrophe der Vertreibung hautnah und am eigenen Leib miterleben: Die Verwüstung Jerusalems, die Zerstörung des Tempels, die Angst, den Hunger und den Verlust der Heimat.

Nur der gewaltsame Tod bleibt ihm erspart. Seine Spur verliert sich in Ägypten, wohin er auch nicht freiwillig geraten ist.

Jeremia heißt der Mann. Er kann seinen Auftrag nicht mehr ertragen.

Ja, man muss es so deutlich sagen: Er kann Gott nicht mehr ertragen.

Jeremia klagt Gott an. Jeremia ringt mit Gott. Er ist kein Ja-und Amen-Sager.
„Lass mich endlich in Ruhe, Gott!“

Aber in all den Kämpfen, die er mit Gott kämpft, gibt es wunderbarerweise auch immer wieder Momente des Einverständnisses.

„Der HERR ist bei mir wie ein starker Held“, sagt Jeremia, „darum werden meine Verfolger fallen und nicht gewinnen. Sie müssen ganz zuschanden werden, weil es ihnen nicht gelingt. Ewig wird ihre Schande sein und nie vergessen werden.“

Jeremia wird mit Gott nicht fertig. Und Gott ist noch lange nicht mit Jeremia fertig.

Gott hat seinen Plan mit Jeremia. Gott macht Jeremia das Leben nicht leichter. Aber Gott hält auch an Jeremia fest.

Liebe Schwestern und Brüder!

Ich bin nicht Jeremia. Du bist nicht Jeremia.

Wir tragen nicht die Last des Prophetenamtes.

Dieses **„brennende Feuer“** von dem Jeremia spricht, dieses Feuer, das ihn von innen fast verbrennt und ihn zwingt zu sehen und zu hören, was alle und auch er am liebsten übersehen und überhören würde, dieses **„brennende Feuer“**, das ihn zwingt immer wieder dieses ungeheure „So spricht der Herr“ zu sagen, kenne ich nicht.

Ich bin nicht Jeremia.

Und ich überlege: Wo würde ich eigentlich stehen, wenn so einer wie Jeremia heute auftreten würde und mir Dinge sagt, die ich nicht hören will. Wie würde ich damit umgehen, wenn uns einer gegenübertritt und sagt: „So spricht der Herr!“

Würde ich ihn ernst nehmen oder würde ich ihn für einen Spinner halten?

Gibt es heute noch Propheten?

Das Problem ist: Ob einer wirklich im Namen Gottes redet oder nur seine eigenen Phantasien und Weisheiten anbietet, das weiß man letzten Endes immer erst hinterher, wenn das, was er sagt, eingetroffen oder eben nicht eingetroffen ist.

Und darum werden wir wohl Nachsicht haben müssen mit den damaligen Gegnern Jeremias.

Wahrscheinlich hätten wir´s auch nicht besser gewusst als sie.

Liebe Gemeinde!

Gibt es heute noch Propheten?

In diesem Jahr erinnern wir uns an den 80. Todestag von Dietrich Bonhoeffer. Er wurde am 9. April 1945 nur vier Wochen vor Ende des 2. Weltkrieges im Konzentrationslager Flossenbürg in der Oberpfalz wegen seiner Gegnerschaft gegen das Naziregime ermordet.

Er hat vieles früher gesehen als andere. Er hat früh gesehen: Hitler bedeutet Krieg. Er hat früh gesehen: „Führer befiehl, wir folgen dir!“ und „Jesus Christus, ich will *dir* nachfolgen!“, dass das früher oder später auf einen Konflikt für die Kirche und jeden einzelnen Christen hinauslaufen wird, dem man nicht ausweichen kann, der durchgekämpft werden muss.

Er war, wenn auch nicht vor Ort, einer der geistigen Väter der „Barmer Theologischen Erklärung“ von 1934, die bis heute zu den Bekenntnisgrundlagen auch unserer Rheinischen Kirche gehört.

Da heißt es:

„Jesus Christus, wie er uns in der Heilige Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben diesem einen Wort Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten [das sogenannte Dritte Reich] als Gottes Offenbarung anerkennen.“

Dietrich Bonhoeffer hat allen rassistischen Phantasien von einer judenfreien Kirche und einem judenfreien Land gegenüber deutlich gemacht: „In einer judenfreien Kirche muss Jesus Christus als erster gehen.“

Einer der entscheidenden Wendepunkte in seinem Leben waren die Jahre 1933 bis 1935, wo er eine Auslandspfarrstelle in London innehatte.

Er hatte die ersten entscheidenden Monate des Kirchenkampfes noch in Deutschland erlebt. Er verfolgte von England aus ganz genau die Entwicklungen in der Heimat.

Die Frage: „Soll ich nach Deutschland zurück oder soll ich im Ausland bleiben?“ hat ihn umgetrieben.

Wir wissen: Er hat sich am Ende entschieden wieder zurück zu kommen. Er war sich sicher: Gott braucht mich zu Hause. Dort ist mein Platz.

Wie wir im Nachhinein wissen, hat ihn diese Entscheidung am Ende das Leben gekostet.

Ende Januar 1934 hatte er in London über den Jeremiatext zu predigen, der auch heute Morgen unser Thema ist.

Die Worte des Propheten, die uns heute so fremd und fern scheinen, waren für ihn damals bedrängende Realität.

In seiner Predigt sagt er u.a., ich zitiere:

„Jeremia hat sich nicht dazu gedrängt, Prophet Gottes zu werden ..., er hat sich gewehrt, er wollte ausweichen ..., aber auf der Flucht packt ihn, ergreift ihn das Wort, der Ruf; er kann sich nicht mehr entziehen ... Phantast, Sturkopf, Friedensstörer, Volksfeind hat man ihn gescholten, hat man zu allen Zeiten bis heute die gescholten, die von Gott besessen und gefasst waren, denen Gott zu stark geworden war.“

Die Mitte seiner Predigt bildet ein langes Gebet in der Ich-Form, in dem sich Bonhoeffer auf geradezu dramatische Weise mit dem Geschick Jeremias identifiziert: „Herr, du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen. Wie einen Ahnungslosen hast du mich gefasst – und nun kann ich nicht mehr von dir los, nun schleppest du mich davon als deine Beute ... Konnten wir es wissen, dass deine Liebe so weh tut, dass deine Gnade so hart ist? Du bist mir zu stark geworden und hast gewonnen ... , da konnte ich nicht mehr zurück, da war die Entscheidung über mein Leben gefallen. Nicht ich habe entschieden, du hast entschieden ... Gott, warum bist du uns so furchtbar nahe?“

Die Bedeutung dieser Predigt wird in ihrer ganzen Tragweite erst erkennbar, wenn man sie von Bonhoeffers Ende her liest. Dann drängt sich der Eindruck auf, er habe in der Predigt prophetisch vorweggenommen, was einmal im Rückblick auf sein eigenes Leben zu sagen sein wird.

Liebe Gemeinde!

„Gott, warum bist du uns so furchtbar nahe?“ So beten wir für gewöhnlich nicht. Wir kennen eher die andere Frage: „Gott, warum bist uns so furchtbar fern?“

In vier Wochen feiern wir Ostern. Noch ist es nicht so weit. Wir sind mitten in der Passionszeit. Wir erinnern uns in diesen Wochen an den Leidensweg Jesu. Jesus ist ein Nachkomme Jeremias. Auch Jesus hadert mit seinem Auftrag. Aber auch er weicht nicht aus, als es wirklich ernst wird. Ich muss an die Ereignisse im Garten Gethsemane denken. Jesus ringt mit Gott um seinen Weg. Gott ist ihm furchtbar nahe.

„Und sein Schweiß wurde wie Blutstropfen“, heißt es bei Lukas. Und weiter: **„Vater, willst du, nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“**

In jedem Vaterunser, das wir beten, beten wir das mit: **„Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auf Erden!“**

Wissen wir immer, was wir da sagen? Mit allen Konsequenzen?

Der Weg nach Ostern ist noch weit.

„Aber der HERR ist bei mir wie ein starker Held“, sagt Jeremia.

Und der Friede Gottes ...
AMEN.

Copyright by Holger Zirk 2025